

THILO CORZILIUS

*Alles,
was
dazwischen
liegt*

LESEPROBE

ROMAN

FOREVER 



Der Autor

Thilo Corzilius, geboren 1986, studierte Evangelische Theologie in Münster und lebt heute in Freiburg. Er spielt in verschiedenen Bands und hat eine Leidenschaft für Regenwetter.

Seine Fantasy-Romane *Ravinia* (2011), *Epicordia* (2012) und *Dorn*

(2013) erschienen bei Piper; außerdem veröffentlichte er einen historischen Roman, eine fantastische Novelle und eine Science-Fiction-Serie bei kleineren Verlagen.

Das Buch

Die 18-jährige Mira wird nach dem Abitur aus heiterem Himmel von ihrem Freund verlassen und landet obendrein noch mit einer Gehirnerschütterung im Krankenhaus. Der Einzige, der sie dort besucht, ist der geheimnisvolle Valentin, den Mira nur als schweigsamen Gitarristen der Schulband kennt. Als Mira begreift, wie oberflächlich ihr Leben eigentlich ist, lässt sie sich spontan von Valentin zu einem Roadtrip überreden. Ihr erstes Ziel: die Nordseeinsel Sylt. Auf der Reise kommen sich die beiden näher. Doch Mira fragt sich immer häufiger, wieso Valentin so oft davon spricht, dass man sein Leben in vollen Zügen genießen müsse, solange man kann. Bis sie endlich hinter sein Geheimnis kommt.

Thilo Corzilius

Alles, was dazwischenliegt

Romane

 FOREVER 

Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Februar 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-164-9

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

»Was willst du wirklich?«, fragte ich.

Er musste eine ganze Weile überlegen, bevor er antworten konnte. Doch dann sagte er bloß: »Ich will alles, was dazwischenliegt.«

»Alles wo zwischen? Zwischen Schule und Ausbildung?«

»Nein, zwischen Geburt und Tod. Ich will einfach alles, was dazwischenliegt. Ich weiß, dass ich niemals jeden Ort der Welt bereisen kann. Dazu reichen vermutlich nicht einmal drei Leben aus. Aber ich will all die großen Emotionen gespürt haben – die Gefühle, die dich packen und mit sich fortreißen. Demut. Erhabenheit. Freudentaumel. Dankbarkeit. Trauer. Liebe.«



Abend am See



Valentin hatte nur seinen Gitarrenkoffer bei sich. Er stieg durch eine der Schneisen im Buschwerk zum Ufer des Sees hinab, hielt kurz inne und blickte an uns vorbei auf das Wasser. Sein Jackett war abgetragen und flatterte in der sanften Brise, die um uns wehte. Und trotz der warmen Abendsonne hatte er einen feinen Seidenschal um den Hals geschlungen.

»Willkommen, Herr Schiefer«, rief ihm Leon aus unserer Runde leicht spöttisch zu. Valentin lächelte und winkte kurz. Ganz kurz bloß. Dann zog er seine Schuhe aus und schritt barfuß durch den Sand hinüber zum Steg. Er setzte sich an den Rand und ließ die Füße ins warme Wasser baumeln. Im Deckel seines Gitarrenkoffers klemmte ein großes Notizbuch, eine Kladde. Er nahm es heraus und begann mit einem silbernen Kugelschreiber hineinzuschreiben. Zwischen uns lagen bestimmt zwanzig oder sogar dreißig Schritte, aber ich meinte zu erkennen, wie sich dabei ein nur schwer greifbarer Glanz in seinen Blick stahl – so wie jedes Mal, wenn er etwas in das schwarze Buch schrieb.

So sieht es also aus, wenn Valentin Schiefer sein bestandenes Abitur feiert, dachte ich bei mir. Er wirkte so entrückt – wie bei den meisten Dingen, die er tat. Wir hingegen saßen an diesem Sommerabend in großer Runde im Sand, ließen Proseccoflaschen kreisen und lachten uns die Seele aus dem Leib. Für Musik würde bald die Band sorgen. Valentin war ja bereits da.

»Der ist *so* seltsam«, raunte Hanna mir ins Ohr. »Und trotzdem einer der heißesten Typen, die ich kenne.«

Ich blickte erneut zu Valentin hinüber und sah, wie er sich die halblangen Haare aus dem Gesicht strich. Es hatte beinahe etwas von einer alten Polaroid-Fotografie. Die tiefstehende Sonne hob seine Konturen hervor und verwandelte die schwirrenden Mücken in Glühwürmchen. Er hatte etwas an sich, das die Welt um ihn herum blass erscheinen ließ.

Warum mich Valentin von Zeit zu Zeit so beschäftigte, wusste ich gar nicht so recht. Klar, er war ein hübscher und mysteriöser Kerl, der mit mir in dieselbe Stufe ging. Aber ich hatte einen Freund. Jesper. Jesper war einfach perfekt. Der. Perfekte. Freund. Und Valentin kannte ich im Grunde nicht. Das heißt, niemand kannte ihn wirklich. Es war beinahe, als zelebriere er sein Anders-Sein. Als würde er sich selbst zu einer Art stillem Kunstwerk machen, einem Rätsel, von dem man sich noch nach Jahren ab und zu wünschen würde, es damals gelöst zu haben. Als vagen Hinweis hatte er die Zeile *Music keeps you alive – Musik hält dich am Leben* mit Klebeband auf seinen Gitarrenkoffer gebannt.

Er war gut gewesen in der Schule. Nicht der Beste, aber weit besser als der Durchschnitt. Und er spielte in der Band. *Inside Insight* nannten sie sich. Mit Phil und Andy und Stephan. Und manchmal hatte ich den Eindruck, diese drei waren die Einzigen, mit denen er mehr als bloß ein paar einsilbige Sätze sprach. Sie spielten so unverschämt gut, dass alle ihnen immer einen fetten Platten-Deal gewünscht hatten. Nun war das Ende der Schulzeit erreicht, die Jahrgangsstufe würde sich in alle Himmelsrichtungen verstreuen. Und wir alle hatten durch die Band gelernt, dass es nicht reichte, richtig gut zu sein, damit man auch richtig erfolgreich, richtig berühmt oder richtig reich wurde.

»Was überlegst du?«, fragte Hanna. »Du bist ja ganz abwesend.« Sie stieß mich mit der flachen Hand an. Ihre Nägel hatte sie blau lackiert – jeden mit genau drei Pinselstrichen, das

wusste ich. In dieser Hinsicht war sie penibel. Ein kleiner, schräger Zwang von ihr. Ein *Tick*, wie ich es nannte.

»Gar nichts«, sagte ich, grinste verlegen und schüttelte meine kleine Band-Philosophie von mir ab.

»Er ist trotz allem ein verdammt heißer Typ, was?«, wisperte sie. Ich sah das Blitzen in ihren Augen. Sie hatte bemerkt, wie ich gedankenversunken zu Valentin hinübergestarrt hatte.

Ich wollte nicht direkt darauf eingehen. Dennoch fragte ich: »Was heißt *trotz allem*?«

»Na ja, obwohl er sich immer aus allem raushält. Dem ist einfach alles scheißegal, was andere machen. Hauptsache, er zieht sein Ding durch.« Sie ließ ihre Augenbrauen verschwörerisch nach oben schnellen. »Dummerweise macht ihn das auch irgendwie super interessant.«

Was du nicht sagst, dachte ich. Aber er war auf eine seltsame Weise interessant. Es war nicht das *Ich-würde-am-liebsten-wie-eine-Irre-über-dich-herfallen-Interessant*. Es war vielmehr ein *Aus-irgendeinem-Grund-würde-ich-verdammt-gerne-nur-ein-einziges-Mal-hinter-deine-Fassade-blicken-Interessant*.

Bevor ich jedoch irgendetwas Wohlüberlegtes erwidern konnte, brandete Jubel von der anderen Seite des kleinen Sandstrandes auf. Im ersten Augenblick dachte ich *Inside Insight* wären endlich eingetroffen und die Leute würden ihre Begeisterung kundtun. Aber die Band war nirgends zu sehen. Stattdessen hatte ein hellblaues VW Beetle-Cabrio neben den anderen Autos am unteren Ende des Sandweges geparkt. Oliver und Jesper schälten ihre Oberkörper aus dem geöffneten Verdeck, nickten sich zu, sprangen über die Türen und rannten in unsere Richtung. Jeder von ihnen hielt eine übergroße Sektflasche in den Händen, die sie bereits zuvor geöffnet hatten. Schüttelnd und wild um sich spritzend fielen sie über uns her. Wir stoben lachend und kreischend auseinander, nass

und klebrig. Schnell hatte das Überfallkommando seine Munition verschossen und Oliver ließ sich prustend in den Sand fallen. Oliver, der Jahrgangsbeste, der immer gut gelaunte Hüne (der alle paar Minuten kontrollieren musste, ob er auch tatsächlich den Haustürschlüssel eingesteckt hatte). Und Jesper, unser Jahrgangssprecher, bei allen beliebt und geachtet. Er brachte alle zum Lachen und seine Worte trafen die Sache meistens im Kern – und außerdem war er natürlich mein Freund.

Alle beruhigten sich nach und nach. Nur Valentin saß immer noch am Ende des Stegs und schrieb unbeeindruckt in seine Kladde.

Jesper kam durch den sich legenden Trubel auf mich zu und griff nach meiner Hand, um mich fortzuziehen. Er drückte mir einen Kuss auf den Mund. Sehr flüchtig.

»Hi.«

»Hi.«

Er duftete nach Sommer, nach Rasierwasser und Verheißung. Ich wusste, dass er nicht aus dem Haus ging, ohne wenigstens einen Spritzer Rasierwasser aufzutragen – auch wenn er sich an dem Tag gar nicht rasiert hatte. Es duftete wie ... irgendwie duftete es nach Heimat. Dachte ich.

Doch anstatt mir endlich einen angemessen leidenschaftlichen Kuss zu geben, führte er mich hinaus auf den Steg, bis ganz ans Ende. Dorthin, wo Valentin saß.

»Hallo Valentin«, grüßte Jesper ihn knapp. »Glückwunsch zum Abitur. Würdest du uns einen Augenblick allein lassen?«

Valentin sah beinahe erstaunt hoch, eine Augenbraue nach oben gezogen. Das machte er ständig. »Ist das dein Ernst?«

»Bitte, ich brauche einen Augenblick mit Mira. Allein.«

»Aha«, meinte Valentin daraufhin nur und nahm das Schreiben wieder auf.

»Jetzt komm. Mach's mir nicht so schwer«, drängte Jesper ihn, ging in die Hocke und stieß ihn an der Schulter an.

Valentin antwortete diesmal, ohne den Blick von seiner Kladde hochzunehmen, beinahe abwesend. »Und du willst unbedingt an diesem Ort mit ihr allein sein? Es gibt hier zwei oder drei Kilometer Seeufer und es geht ausgerechnet nur hier?«

»Bitte, Mann. Ich bitte dich nicht oft um etwas.«

Valentin seufzte. »Oft genug. Na ja, okay.«

In einer einzigen fließenden Bewegung hatte er sich Kladde und Gitarrenkoffer gegriffen und war aufgestanden.

»Nimm's nicht so schwer«, meinte er noch zu mir, dann war er weg.

»Und?«, platzte ich nun endlich heraus. »Jetzt sag schon! Was ist?«

Jesper grinste unverschämt. Wenn wir allein waren, zog ich ihn damit auf und nannte es sein *George-Clooney-Lächeln*. Denn er sah damit schlicht umwerfend aus. Auf jedem Foto, aber natürlich auch im wahren Leben.

»Ich werde in die Staaten gehen. Rhode Island, Ivy League.« Deutlicher Stolz klang darin mit – aber dennoch trug er die Worte vor, als hätte er sie gerade erst auswendig gelernt.

Etwas durchzuckte mich.

»Wow«, konnte ich nur stammeln und versuchte, meine Gedanken zu sortieren. Ich begriff nur sehr langsam, was er meinte. »Du meinst tatsächlich die Vereinigten Staaten, oder? Nordamerika?«

Er nickte.

»Wann ...«, begann ich, aber fand nicht die richtigen Worte. »Wie?«

»Im Frühling hatte ich mich um ein Stipendium beworben. Ich habe dir nichts gesagt, weil ich nicht so recht daran geglaubt habe, dass es etwas wird. Aber jetzt ...«

»Und ... was wird jetzt aus uns? Ich dachte bis gerade, du würdest in Hamburg studieren und ich hier bei der Bank arbeiten und ...« Ich wusste nicht weiter und hatte kein Ende für den angefangenen Satz. Es war, als hätte jemand aus einem vorsichtig aufgerichteten Kartenhaus unten an der Ecke eine einzelne Karte herausgenommen. Alles stürzte zusammen.

Da nahm Jesper mich mit beiden Händen bei den Schultern. Er packte ungewohnt kräftig zu und stellte mich auf Armeslänge von sich weg.

»Mira«, begann er. »Du weißt, dass ich ja eigentlich ziemlich gut mit Worten bin.«

Okay, der Wink mit dem Zaunpfahl war mehr als deutlich. Er winkte ja geradezu mit dem gesamten Zaun.

»Mira«, sagte er noch mal. »Du hast es doch schon gesagt. Das sind die verdammten USA. Sechstausend Kilometer. Ich ... ich ...«

Er ließ die Schultern hängen. Was ehrlich gesagt furchtbar bescheuert aussah.

»Nicht wirklich?!«, fragte ich sarkastisch, obwohl ich kaum realisieren konnte, was hier gerade passierte. Nein, nein, das konnte ja wohl kaum mehr als ein schlechter Witz sein!

Ich hörte Jesper irgendwas davon sagen, dass wir noch sehr jung seien und dass Providence an der amerikanischen Ostküste sehr weit weg läge und dass wir uns ohnehin nicht sicher miteinander sein könnten und noch so ein paar Floskeln. Aber ich hörte gar nicht richtig zu. Alles wirkte wie in einem Film. Meine Umgebung rauschte und zerfloss, während die Abendsonne mich blendete.

»Was bildest du dir eigentlich ein?«, fuhr ich ihn plötzlich an. Woher ich die Kraft nahm, wusste ich nicht. Ich wurde sonst nie laut. Ich hatte nicht einmal geahnt, dass ich überhaupt dermaßen explodieren konnte. »Willst du mich *verar-*

schen ? Anderthalb Jahre dafür, dass du jetzt ein Scheißstipendium aus dem Hut zauberst und weg bist?«

Natürlich war mir klar, dass uns alle hören konnten. Aber was zählte das schon? Wie konnte dieser Schnösel mit seinem blauen Cabrio es wagen, mir ins Gesicht zu sagen, dass unsere schöne gemeinsame Zeit quasi nichts wert war – weil er ja nun bald Lichtjahre weit entfernt und außerdem ach so jung war? Ich konnte nicht begreifen, dass ich mich so dermaßen in Jesper getäuscht hatte. Ich fühlte mich wie erschlagen. Und ich spürte, wie maßloser Zorn sich in mir ausbreitete, als wäre er mir injiziert worden.

»Jetzt mach mal einen Punkt«, schnauzte Jesper zurück.
»Tu doch bitte nicht so, als ob nicht klar gewesen wäre, dass das hier vielleicht nicht ein Leben lang hält.«

Es war mehr als klar gewesen, *was genau* passieren würde, wenn wir unser Abi hätten.

Und jetzt? Plötzlich? Anderthalb Jahre voller unglaublicher Momente einfach so in einer Handvoll nichtssagender Worte zu ertränken, war so verdammt unfair vom Leben, dass es schrie. Es schrie vor Zorn und Wut und Enttäuschung.

Ich scheuerte Jesper eine – mit aller Kraft, die mir meine Wut verlieh.

Er stolperte zurück und rutschte mit einem Bein von der Kante des Stegs ab, sodass er mit dem rechten Bein platschend im See und mit dem Hosenboden unelegant auf dem Steg landete.

»Drehst du jetzt völlig durch?«, fuhr er mich an. Er schnellte hoch und stieß mich an den Schultern zurück.

Es war bloß ein Impuls.

Und wenn der Steg nicht alt und morsch gewesen wäre, wäre vermutlich nichts geschehen. Und auch nicht, wenn die Pfosten nicht ein Stück zu weit über den Rand des Stegs hinausgeragt hätten. Und wenn noch einige andere Dinge ge-

stimmt oder nicht gestimmt hätten, dann wäre alles ganz anders ausgegangen. Aber für welche Situation im Leben galt das nicht? Konnte nicht der Flügelschlag eines Schmetterlings an einem Ende der Welt einen Orkan am anderen Ende auslösen, wenn nur die passenden Faktoren stimmten?

Wie auch immer – über irgendeines der alten schiefen Bretter stolperte ich – und ich spürte, wie einer der Pfosten an meinen Hinterkopf stieß. Ich hörte etwas wie ein dumpfes Klopfen. Es war gar nicht so wild. Es tat auch eigentlich gar nicht weh. Nur für den Bruchteil einer Sekunde gab es eine bunte Explosion in meinem Kopf – und dann war alles schwarz.

Über Anstand und Ticks



Das Danach kam mir im Nachhinein wie eine wirre Abfolge von Szenen vor. Als hätte jemand ein B-Movie in einen Mixer gesteckt und den Schalter auf Anschlag gestellt, um ein undefinierbares buntes Etwas daraus zu machen.

Ich erinnerte mich dumpf an den Krankenwagen. Wie ein großer dunkler Schemen, irgendwo tief unter der Wasseroberfläche. Da waren Menschen und Worte und alles klang ruhig und dennoch strikt professionell. Aber ich hätte nichts davon wiederholen können – oder mir gar ein Gesicht dazu vorstellen.

Ich erinnerte mich daran, in einem Krankenhausbett aufgewacht zu sein. Meine Eltern waren da und hielten meine Hände. Meine wunderbaren, perfekten Eltern. Sie erklärten mir, was geschehen war, und meinten, dass alles nicht so dramatisch sei. Ich hätte eine Gehirnerschütterung und die Ärzte wollten mich nicht sofort entlassen, weil ich in Abständen immer wieder weggedämmert war. Und diese Ärzte hatten verflucht recht. Ich war so unsagbar müde – die Welt kam mir vor, als würde sie sich in Sirup bewegen, irgendwie zähflüssig und klebrig.

Ich erinnerte mich an namenlose Krankenschwestern, die sehr nett zu mir waren (und ich erinnerte mich daran, dass ich mich stundenlang fragte, ob ihre männlichen Kollegen wohl *Krankenbrüder* hießen). Mir war ständig schlecht und einmal schaffte ich es weder rechtzeitig zur Toilette noch, mir schnell irgendein Gefäß zu greifen. Die Schwestern machten geduldig das Bett sauber, bezogen es frisch und sahen zu, dass

von nun an immer ein Gefäß bereitstand, um ... naja, damit ich eben hineinkotzen konnte.

Ich erinnerte mich daran, dass das Essen im Krankenhaus weitaus besser war als sein Ruf. Und daran, dass mir das eigentlich völlig egal war und ich auch nicht mehr hätte sagen können, was genau es an welchem Tag gegeben hatte.

Ich erinnerte mich daran, wie ich in der ersten Nacht aufgewacht war und meine Mutter schlafend zusammengesunken auf einem unbequemen Plastikstuhl neben meinem Bett vorgefunden hatte. Und dass mir vor Rührung die Tränen gekommen waren.

Ich erinnerte mich daran, dass Jesper mich nicht besucht hatte. Und daran, dass er ein Arschloch war. Diese Erinnerung war erschreckend deutlich und sie sorgte dafür, dass ich mir in Abständen immer mal wieder die Augen aus dem Kopf heulte.

Ich erinnerte mich an jenen ersten Vormittag, an dem ich zum ersten Mal seit zwei oder drei Tagen das Gefühl hatte, mein Kopf wäre nicht in Zuckerwatte gepackt. Es war, als hätte man eine Barriere zwischen mir und der Welt eingerissen. So, als würde sie endlich wieder komplett zu mir durchdringen. Ich schlug die Augen auf und fühlte mich ganz.

Und ich erinnerte mich, wie ich in genau jenem Moment jemanden ganz anderes vor meinem Bett sitzen sah. Weder meine Eltern noch Jesper noch eine Freundin oder sonst jemanden, den ich erwartet hatte. Auf dem Plastikstuhl, auf dem meine Mutter zuvor geschlafen hatte, saß Valentin Schiefer und schrieb in seine zerfledderte schwarze Kladde. Für einen kurzen Moment traute ich dem Gefühl nicht, wach zu sein, sondern glaubte, ich wäre immer noch in einem dumpfen Traum gefangen und mein Verstand würde mir seltsame Bilder einflüstern.

Ich setzte mich auf.

Valentin, der nun bemerkte, dass ich wach geworden war, lächelte kaum merklich und sagte schlicht und freundlich:

»Hallo.«

Verdattert schüttelte ich den Kopf – was leichten Schwindel hervorrief.

»Was ... was tust du hier?«, fragte ich zaghaft, beinahe, als würde ich laufen lernen und langsam, ganz langsam vorwärts-tapsen.

»Ich besuche dich«, stellte Valentin fest. Es war stickig in dem Zimmer, obwohl das zweite Bett neben meinem leer und das Fenster weit geöffnet war. Vermutlich lag es am Juniwetter. Heiß und stickig. Valentin jedoch trug wie immer ein schlank geschnittenes Jackett.

»Aber ... warum?«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich denke, es ist ganz gut, wenn dich jemand besucht. Ich glaube, das hat sonst niemand getan.«

»Meine Eltern waren hier.«

»Das ist ja wohl auch das Mindeste. Nein, ich meine, war sonst irgendjemand hier? Jesper? Eine deiner ... *Freundinnen*? Beatrice vielleicht?«

Es gefiel mir nicht, wie er *Freundinnen* sagte. Fieberhaft stöberte ich in meinem geschundenen Kopf nach Erinnerungsfetzen aus den letzten zwei Tagen (oder waren es schon drei?), in denen vielleicht doch Jesper oder Bea oder Hanna oder irgendjemand vorkam. Doch es blieb bei meinen Eltern, den Krankenschwestern und einem Arzt.

Das tat weh. Und zwar mehr, als ich zugeben wollte.

»Ich kann mich nicht erinnern«, sagte ich also kleinlaut.

Valentin sah mich ernst an und strich sich eine verirrte Haarsträhne aus der Stirn. Der Blick sagte alles. Abwertung meinen Freunden gegenüber lag darin, aber keine Überraschung. Und etwas wie Mitleid.

»Pass auf, Valentin. Ich kann mich wirklich nicht erinnern. Es kann gut sein, dass niemand hier war. Jedenfalls brauche ich keine Mitleids-Besuche.«

»Das ist es auch nicht. Ich finde es nur absolut daneben, wenn jemand nach so einer Szene im Krankenhaus landet und sich *absolut niemand* bequemt, herzukommen.«

Ich horchte auf. »Woher weißt du eigentlich, dass mich niemand besucht hat?«

»Woher ich das weiß? Ganz einfach, weil ich gefragt habe. Die gute Beatrice beispielsweise konnte nicht ins Krankenhaus.« Er öffnete Beas melodramatischen Tonfall nach: »Ich bekomme da Zustände. Ist wirklich schlimm im Krankenhaus. Ich kann dieses ganze Elend da nicht sehen ohne zu heulen. Es riecht da schon so eklig.«

Valentins rechte Augenbraue wanderte nach oben. Nur die rechte. Mir war nie bewusst gewesen, wie abschätzig das aussehen konnte. Und ja, verflucht noch mal, das klang ganz genau nach Bea. Und es verletzte mich.

»Von Jesper will ich gar nicht erst anfangen«, sagte Valentin und schnaubte verächtlich. »Ich will dich bestimmt nicht anbaggern. Aber mal ehrlich: Hat sie der Typ noch alle? Wenn er unbedingt in die Staaten will, ist das ja sein gutes Recht. Aber dann hätte er mit dir Schluss machen sollen, als er beschlossen hat, sich um sein dämliches Stipendium zu bewerben.«

»Du hast alles mitbekommen?«

»*Alle* haben alles mitbekommen«, betonte er. »War nicht schwer.«

Na klar, Jesper hatte Valentin gerade vom Steg verscheucht und der Rest ... tja, vermutlich war mehr als offensichtlich gewesen, was passierte.

»Wie ... wie geht's ihm?«, fragte ich und hasste mich im selben Augenblick dafür, dass ich das fragte.

»Woher soll ich das wissen? Jesper hat keinen Anstand und Leute ohne Anstand verdienen meine Aufmerksamkeit nicht. Aber was glaubst du, was passiert ist, nachdem der Krankenwagen fort war?«

Heiße Tränen schossen mir in die Augen. Valentin verschwamm vor mir. »Ich glaube, ich will es nicht wissen«, hörte ich mich sagen, bevor ich mein Gesicht in den Händen vergrub.

»Entschuldige«, meinte Valentin leise und ließ mich schluchzen.

Als ich nach einigen verheulten Augenblicken wieder aufblickte, hielt Valentin mir ein Taschentuch hin.

Ich musste unter dem Tränenschleier lächeln. Und ich wusste nicht einmal, wieso. »Ist das etwa ein richtiges Taschentuch? Aus Stoff?«

Valentin nickte. »Ja, ist so eine schrullige Eigenart von mir. Entschuldige noch mal. Wirklich. Ich wollte das nicht. Die haben mich bloß so furchtbar wütend gemacht. Da muss ein Mädchen ins Krankenhaus und das Einzige, was die anderen tun, ist, sich gegenseitig dafür zu entschuldigen, dass sie niemand besuchen kann. Ich fand das echt abstoßend.«

»Du bemitleidest mich ja doch«, sagte ich und hörte mich dabei arg verschnupft an. Ich wischte mir mit Valentis Stofftaschentuch die Tränen aus dem Gesicht. Aber um mir die Nase zu putzen, nahm ich dann doch eines der Kleenex-Tücher von der Fensterbank.

»Will ich aber nicht«, entgegnete Valentin. »Mitleid ist scheiße. Es hilft niemandem.«

Der Ausdruck, der dabei über sein Gesicht huschte, irritierte mich. Er sah so hart aus. Aber vielleicht bildete ich mir das ja auch nur ein. Ich meine: Ich hatte eine Gehirnerschütterung, mir dröhnte bei der kleinsten Bewegung der Kopf und ich brach vor einem Jungen, den ich kaum kannte, in einen

Heulkrampf aus ... hat noch jemand Fragen zu meiner Wahrnehmungsfähigkeit in dem Augenblick?

Eine ganze Weile sagte niemand von uns beiden ein Wort. Wir schwiegen. Und zu meiner Überraschung war es ein angenehmes Schweigen. Eines, bei dem man in sich hineinhorchen konnte. Eines, bei dem es gut war, nicht allein zu sein. Und in diesem Moment wurde mir bewusst: Nicht mit jedem kann man richtig Schweigen. Es bedeutet mehr als einfach bloß still zu sein.

»Und, was hast du jetzt vor?«, fragte Valentin nach einigen Minuten in den Raum.

Wie gut die Frage war, wurde mir erst bewusst, als ich darauf antworten wollte. »Ich weiß es nicht«, sagte ich niedergeschlagen. »Eigentlich wollten wir nach Lloret. Also Bea und Hanna und ich mit unseren Freunden.« Ich seufzte.

»Lloret de Mar?« Valentin wickelte mit dem Oberkörper einige Zentimeter zurück. Er klang beinahe entsetzt. »Was wollt ihr denn *da*?«

Ich warf ihm einen bösen Blick zu. Oder zumindest sollte er böse sein. »Ganz bestimmt keinen Urlaub machen, in dem wir uns kulturell bilden.«

»Sicher nicht«, nickte er. »Klingt nicht wirklich danach. Also feiern, schlafen, feiern, schlafen und anschließend noch ein wenig feiern.«

Es hörte sich verdammt deprimierend an, wenn Valentin es so sagte. Und das Schlimmste war: Genauso wäre es abgelaufen.

Er hob die Hände. »Entschuldige. Ich ... vielleicht hatte ich dich falsch eingeschätzt.«

»Klingt schon ziemlich bescheuert, wenn man es so aufs Wesentliche herunterbricht«, murmelte ich. Und auf einmal fragte ich mich ernsthaft, warum ich diesem Urlaubsplan zugestimmt hatte. Was sollte das eigentlich? Natürlich hatten

wir uns eine Auszeit verdient, nach der harten Schufferei fürs Abitur. Aber plötzlich schien ein solcher Partyurlaub das oberflächlichste und dämlichste Vorhaben auf dem Planeten zu sein. Ich fragte mich, ob es an der Gehirnerschütterung lag. Es war, als hätte ich eine große trübe Masse von mir abgeschüttelt und könnte zum ersten Mal seit langer, langer Zeit wirklich klar sehen.

Aber auf alle Klarheit folgte Unklarheit.

»Hast du eine bessere Idee?«, erkundigte ich mich.

»Wofür?«

»Für die freie Zeit, die ich bis zum Beginn der Ausbildung habe. Irgendwas muss ich doch machen, wenn meine Freunde es nicht wert sind, mich mit ihnen abzugeben.«

Da musste er zum ersten Mal breit grinsen. »Ich glaube, du hast eine Gehirnerschütterung auszukurieren. Wenn die dich hier rauslassen, dann werden sie dir bestimmt dringend empfehlen, dass du es ruhig angehen lassen solltest in nächster Zeit.«

»Möglich«, murrte ich.

»Und dann würde ich als Erstes zum Friseur gehen und mir die Haare schneiden lassen«, schlug er vor.

Friseur . Haare . Das waren fiese Stichworte. Etwas schwamm aus den Tiefen meiner trüben Erinnerungen zu mir herauf. Alarmglocken schrillten. Ich griff an meinen Hinterkopf. Hinten rechts ertastete ich das große Pflaster. Und ringsherum ... tja, da waren zumindest keine Haare mehr.

»Fuck«, entfuhr es mir. »Das darf nicht wahr sein.«

Natürlich war mir irgendwie bewusst gewesen, dass man die Platzwunde an meinem Hinterkopf genäht hatte. Ich hatte auch schon daran herumgetastet. Aber der Gedanke, dass man mich dort so großzügig kahlrasiert hatte, war mir nicht gekommen. Die flüchtigen Blicke, die ich vielleicht (oder auch nicht?) in irgendwelche winzigen Badezimmerspiegel gewor-

fen hatte, hatten das nicht offenbart. Zumindest nicht in dieser Deutlichkeit. Denn ich sah ja ohnehin mitgenommen aus – und so benebelt, wie ich war, hatte ich kein Bedürfnis entwickelt, genauer hinzusehen.

Dass Valentin meine Frisur ansprach, war mir also mehr als peinlich.

»Hast du einen Spiegel?«, fragte ich ihn, woraufhin er lachen musste.

»Nein, zufällig trage ich keine Spiegel mit mir herum«, sagte er. »Hast du keinen in der Handtasche?«

Handtasche. Gutes Stichwort. Wo war meine Tasche? Ich sah rechts und links neben dem Bett nach, entdeckte sie aber nicht. Als mein Blick zurück zu Valentin ging, hielt er sie mir am Riemen entgegen. Ich fischte sie ihm aus den Fingern und holte ein Schminkspiegelchen hervor, dann schlug ich meine Decke zur Seite und tapste ins Badezimmer. Im Stillen wunderte ich mich, warum ich kein Problem damit hatte, vor Valentin im kurzen Pyjama herumzulaufen. Vor dem Abend am See wäre das sicher anders gewesen. Aber wenn ich ohnehin aussah wie ein halb gerupftes Huhn, war es im Grunde auch egal.

Die Beleuchtung in der Nasszelle des Krankenhauszimmers war schwach, aber mit einigen Verrenkungen schaffte ich es, den Lichteinfall durch Lampe und Tür halbwegs brauchbar zu regeln. Ich drehte mich mit dem Rücken zum Spiegel über dem Waschbecken und hielt meinen Schminkspiegel so, dass ich einen Blick auf meinen Hinterkopf werfen konnte.

»Fuck!«, fluchte ich laut.

Das große Pflaster saß nicht ganz mittig und ruinierte so ziemlich alles, was es zu ruinieren gab. Ich wusste nicht, wie breit das genähte Stück darunter war, aber dem Pflaster nach zu urteilen, waren wohl deutlich mehr als ein oder zwei Stiche nötig gewesen, um mich zu flicken. Um die Naht herum hatte

man meine schönen langen Haare wegrasiert. Und man hatte es sehr zweckmäßig getan. Ich versuchte, die übrigen Haare hochzuhalten. Eine unförmige Fläche, so groß wie eine Untertasse, war nahezu kahl. Ich seufzte. Da gab es nichts zu kaschieren, keine Tricks, die man anwenden konnte. Mehrere Jahre Wachstum und Pflege waren dahin.

Meine. Schönen. Langen. Blonden. Haare.

Mein Vater hatte immer betont, ich würde damit aussehen wie eine Skandinavierin, und ich war super stolz darauf gewesen. Wer hatte schon so makellos naturblondes Haar?

Missmutig stapfte ich zurück und warf den Schminkspiegel aufs Bett. Vor meinem geistigen Auge malte ich mir aus, was ich – so rein frisurentechnisch betrachtet – nun anstellen musste, um halbwegs glimpflich aus der Sache herauszukommen.

»Kurze Haare stehen dir bestimmt«, meinte Valentin, als hätte er meine Gedanken gelesen.

»Weiß ich nicht. Aber die Entscheidung liegt ja wohl nicht mehr bei mir, oder?«

»Ich dachte, Frauen ändern ohnehin ihre Frisuren, wenn sie sich von jemandem trennen.«

»Ja, das sagt man so«, meinte ich noch und merkte, wie meine Wangen zu glühen begannen. *Trennen*, hatte Valentin gesagt. Ich versuchte, so wenig wie möglich daran zu denken. Ich *durfte* einfach nicht daran denken, dass ich mit diesem blöden Idioten Jesper anderthalb Jahre verschwendet hatte. Wenn es bloß nicht so verdammt wehtun würde ...

»Und er ist wirklich nicht ein einziges Mal hier aufgetaucht?«, nuschelte ich vor mich hin.

»Keine Ahnung. Ich habe hier nicht pausenlos Wache gehalten. Da musst du andere Leute fragen. Ich bin nur hier, weil er betont hat, was für ein dämlicher Unfall das war, und dass du ihn immerhin zuerst in den See gestoßen hättest und –«

»Weil er ein solches Arschloch ist!«, rief ich dazwischen.

»Hey.« Valentin hob erneut beide Hände wie zur Abwehr.
»Sag das nicht mir. Ich kenne euch beide zwar nicht besonders gut, aber ich fand, das war eine echt bescheuerte Nummer von ihm.«

»Sorry.«

»Macht nichts«, erwiderte er. Und es klang so, als ob er es genau so meinte.

Wir schwiegen etwa eine weitere Minute. Ich versuchte so unauffällig wie möglich, meine Wut und meine Tränen hinunterzuschlucken. Ich wollte vor Valentin nicht weinen. Warum, das konnte ich nicht sagen. Schließlich war es kaum möglich, sich in einem noch mieseren Zustand zu präsentieren als im Krankenhausbett, gerade eben aufgewacht und noch dazu mit zur Hälfte rasiertem Schädel.

»Was schreibst du eigentlich ständig in diese schwarze Kladde?«, fragte ich schließlich, als ich meine Gesichtszüge wieder unter Kontrolle hatte. Diesmal *wollte* ich das Schweigen brechen.

»Zeilen«, meinte Valentin und legte den Kopf schief. »Zeilen, die mir gerade durch den Kopf gehen. Textstücke, Fragmente. Egal, ob sie mir gerade eingefallen sind oder ob ich einfach einen Ohrwurm habe.«

»Ist das nicht ein wenig seltsam?«

Sein Gesicht nahm einen verständnislosen Ausdruck an.

»Was meinst du mit *seltsam*?«

Zum ersten Mal fiel mir auf, wie durchdringend die Farbe seiner Augen war. Die Sonnenstrahlen fielen durch die offenen Lamellen der Jalousie auf Valentins Hosenbeine, nicht auf sein Gesicht. Das helle Blau seiner Augen wirkte trotzdem, als würden sie direkt angestrahlt. Beinahe schienen sie zu leuchten. Ein Hauch von etwas Beunruhigendem schwang in ihnen mit.

»Na ja, du setzt dich in jeder Gruppe immer nur an den Rand und gehst deinen eigenen Dingen nach ... Songs in deine Kladde schreiben und so, verstehst du?«

»Aber immerhin setze ich mich dazu.«

»Ja schon. Aber du bist nie mittendrin. Nie voll dabei.«

»Vielleicht finde ich euch zwar nett, aber auch irgendwie langweilig.«

»Langweilig?« Ich war erstaunt über seine Wortwahl.

»Ja«, bestätigte er und wiederholte: »Langweilig.«

»Aber ... wieso?«

»Weil ihr euch für langweilige Dinge interessiert. Ihr wollt alle möglichst gleich aussehen, habt dieselben Hobbys, lauft langweiligen Trends nach, ihr sprecht über so unfassbar oberflächliches Zeug.«

Valentin hielt mich für oberflächlich und langweilig? Das traf mich mehr, als ich zugeben wollte. »Du bist also der Meinung, ich sei langweilig?«

Er seufzte. »Liebe Mira, du bist hübsch und wenn ich deine Noten in der Schule als Maßstab nehme, bist du sicherlich alles andere als dumm. Das genaue Gegenteil vermutlich. Aber hörst du dir manchmal selbst zu? Klamotten, Frisuren, Partys feiern – das sind Sachen, die Spaß machen. Aber sie sind *nicht wichtig*.«

»Also *bin* ich langweilig«, brachte ich es noch einmal auf den Punkt.

»Du tust langweilige Dinge. Dinge, die keinen Tiefgang haben. Wenn dich jemand in zwanzig Jahren fragt, was du während dieser Zeit erlebt hast, was willst du ihm sagen? Dass du in Lloret warst?« Er rümpfte die Nase. »Wenn es dich glücklich macht, dass du sonst nichts zu erzählen hast, ist das okay.«

»Spielst du jetzt hier den lebensweisen Klugscheißer?«, hakete ich ein. Ich würde es ganz bestimmt nicht auf mir sitzen

lassen, als *langweilig* eingestuft zu werden. »Ich habe noch ein ganzes verdammtes Leben Zeit, um Dinge zu tun, die ich in zwanzig Jahren irgendwelchen Leuten erzählen kann.

»Tut mir leid«, meinte Valentin sofort. Leise. Und es klang erneut sehr aufrichtig. »Ich wollte dich nicht ... das sollte nicht so vermessen klingen. Sorry. Aber *du* warst es, die *mich* gefragt hat, warum ich lieber meinen eigenen Dingen nachgehe, als mich nach dem zu richten, worauf sich alle einigen können – in der Gruppe oder in der Clique oder im Jahrgang. Dazu ist mir die Zeit zu schade. Niemand weiß, wie lange das Leben tatsächlich dauert. Und ich fänd es ziemlich beschissen, wenn es mich schon mit zwanzig oder dreißig oder vierzig erwischt und ich *nicht* sagen könnte: Schade, dass es jetzt schon vorbei ist, aber immerhin war die kurze Zeit es wert. Es gibt viel zu viele Leute, die mit achtzig ein ganzes Leben gelebt haben und dann nicht loslassen können.«

Schatten legten sich über sein Gesicht, die nicht von der schwindenden Sonne herrührten.

»Tut mir schon wieder leid«, sagte er. Er klang merkwürdig erstickt und schließlich stand er auf. »Dann will ich dich auch nicht weiter stören.«

»Warte«, platzte ich heraus. Er konnte doch jetzt nicht so einfach gehen. »Was müsste ich denn deiner Meinung nach tun, um *nicht* langweilig zu sein?«

Er lächelte schief. »Das kann ich dir nicht beantworten. Ich kenne dich ja kaum. Ich weiß nicht, was dich interessiert oder was dich ausmacht. Was sind zum Beispiel deine Hobbys?«

Ich überlegte nicht lange. »Freunde treffen, feiern, in der Sonne sitzen ... solche Dinge eben.«

»Und da ist nichts, was dich einzigartig macht?«, fragte er.

»Wie meinst du das?«

»Keine Ahnung. Du zählst Dinge auf, die *jeder* gerne tut. Wer trifft sich nicht gern mit Freunden? Aber bist das du?

Ist *das* Mira Petersen? Ist das alles von dir, was zählt? Wenn man dich jetzt beerdigen würde, was könnte man in die Trauerrede schreiben? Mira war ein hübsches Mädchen, sie traf sich gerne mit Freunden und mochte gutes Wetter. Und dann verpuffst du wie eine geplatze Seifenblase und nichts bleibt von dir übrig, außer einer blassen, einer beinahe durchsichtigen Erinnerung?»

»Hör bitte auf mit diesem *Was-wäre-wenn-du-morgensterben-müsstest-Ding*, ja? Das ist ... unheimlich.«

»Tut mir leid«, meinte Valentin nun zum dritten Mal. »Vielleicht sind wir beide auch einfach sehr verschieden. Das ist ja nichts Schlimmes. Du siehst die Welt auf eine Weise und ich auf eine andere.« Er hob die Hand zum Abschied. »Bis die Tage. Wir sehen uns vielleicht bei der Zeugnisvergabe.«

»Nein«, protestierte ich, wie aus Reflex.

»Nein?«

»Der Trauerredner könnte schreiben, dass ich Ticks gesammelt habe.«

Jetzt hatte ich ihn, das konnte ich sehen.

»Ticks?« Er sah mich fragend an.

»Marotten, kleine Angewohnheiten, winzige Zwänge – nenn es, wie du willst. Ich nenne sie Ticks. Diese kleinen Angewohnheiten, die jeder von uns hat, manchmal ohne es zu bemerken. Wenn jemand beispielsweise den Drang hat, immer alle Türen zumachen zu müssen. Oder absichtlich nicht auf die Ritzen zwischen den Gehwegplatten tritt. Oder wenn man immer einen letzten kleinen Schluck im Glas oder in der Flasche lässt. Solche Dinge sammle ich.«

»Du sammelst Angewohnheiten?«

»Nein.« Mir wurde klar, dass ich mich missverständlich ausgedrückt hatte. »Ich gewöhne sie mir nicht an. Aber sie fallen mir bei anderen Personen sofort auf, und dann speichere ich sie heimlich bei mir im Kopf ab.«

Das schiefe Lächeln kehrte auf Valentins Gesicht zurück. »Das ist tatsächlich witzig«, musste er zugeben. »Und das ist auch etwas, was dich einzigartig macht.«

Ich merkte, dass ich rot wurde, ohne zu wissen, warum.

»Okay«, meinte Valentin. »Welche Ticks habe ich zum Beispiel?«

Wollte er mich prüfen? Das konnte er haben. »Du ziehst immer eine Augenbraue nach oben. Und zwar nur die rechte. Damit kannst du viele verschiedene Dinge ausdrücken: Erstaunen, Verwunderung, Geringschätzung.«

Er musste unwillkürlich grinsen und zog die Augenbraue hoch, wie zur Bestätigung. Die rechte. »Cool. Das stimmt. Noch mehr?«

Ich musste kurz in mich gehen. Ja, darin, mir die Ticks von Leuten zu merken, war ich tatsächlich ziemlich gut. »Du isst Kekse immer nach einem bestimmten Muster. Die Doppeldeckerkekse zum Beispiel. Bei denen nimmst du immer erst den oberen Teil ab, isst dann die Schokolade innen und zum Schluss den unteren Teil.«

»Abgefahren«, sagte er. »Das ist ziemlich beeindruckend. Ich kann mich gar nicht erinnern, dass ich überhaupt mal Kekse in deiner Gegenwart gegessen hätte. Aber das muss ich dann ja wohl.«

»Ich weiß auch nicht, warum ich mir solche Dinge gut merken kann. Aber sie fallen mir irgendwie sofort auf.«

»Ich stelle das auch gar nicht infrage«, fuhr er mir sofort dazwischen. »Du hast ja recht und das ist ziemlich verblüffend. Das mit den Keksen stimmt. Und nicht nur das. Ich muss auch bei Schokoküssen immer erst die Schokolade um den Eischnee herum wegknabbern. Oder Gummibärchen. Gummibärchen muss ich immer der Farbe nach essen.«

»Der Farbe nach?«

Er nickte begeistert. »Keine Ahnung, warum. Welche Farbe zuerst, ist egal. Aber ich muss dann immer erst alle Gummibärchen in einer Farbe essen. Eine Farbe nach der anderen.«

Da lachte ich das erste Mal richtig, seitdem ich im Krankenhaus war. Es war befreiend. Und es war wunderschön.

»Dankeschön, Mira«, kam es schließlich von Valentin.

»Dankeschön?«

»Es ist schön zu sehen, dass du doch nicht so oberflächlich und austauschbar bist, wie ich befürchtet hatte.«

Mehr unter forever.ullstein.de